

Die leuchtenden Augen verraten den Meister

Der Auktionsmarkt in Spanien macht keine großen Sprünge, hält sich aber gut. Hier die wichtigen Zuschläge des ersten Halbjahrs.

MADRID, im August

Der Star der Kunstauktionen des ersten Halbjahrs in Spanien war ein Mädchen, möglicherweise eine „Junge Immaculata“, zugeschrieben Diego Velázquez. Viele Jahre kam kein vergleichbares Werk auf den spanischen Markt, seit 2005 wurde kein Millionen-Preis mehr erzielt – und schon gar nicht ein Rekord von acht Millionen Euro, die ein spanischer Sammler für dieses „Porträt eines Mädchens“ im April bei Abalarte in Madrid bewilligte. Dass es sich vorerst um eine Zuschreibung handelt, da noch die eindeutigen Expertisen fehlen, tat der Aufregung um das Bild keinen Abbruch.

Der spanische Staat hatte für das kleine Meisterwerk ein Exportverbot ausgesprochen, weil es sich um spanisches Kulturgut handle und weil mit seiner Hilfe Licht in die noch wenig erforschte Frühphase des Meisters gebracht werden könne. „Alles deutet darauf hin, dass nähere Studien ergeben werden, dass es sich um ein Bild von Velázquez handelt“, so Kulturstaatssekretär Fernando Benzo. Erworben hat das Bild aber ein ungenannter spanischer Sammler, zum Schätzpreis von acht Millionen Euro; aus Spanien ausführen kann er es nicht. Der Staat hätte freilich in diesem Fall von seinem Vorkaufrecht Gebrauch machen können, das heißt, das Werk zum in der Auktion erzielten Preis erwerben; das geschah allerdings nicht.

Das Haus Abalarte wird geführt von Gonzalo Mora. Mora war zuvor schon verantwortlich für andere Auktionshäuser – und andere Super-Verkäufe. Zusammen mit dem Kunsthistoriker Richard de Willermin hatte er 2003 zwei kleine Bilder Francisco Goyas im Flur einer Madrider Altbauwohnung entdeckt. Sie befinden sich heute im Prado. Mora konnte auch das „Porträt eines Mädchens“, das in den Gemächern eines über achtzigjährigen Adligen in Madrid hing, ohne dass dieser sich lange Zeit von dem Gemälde trennen wollte – auch wenn er es für das Bildnis eines Jungen gehalten hatte. Als der alte Herr nun doch in die Versteigerung einwilligte, ordnete de Willermin das Werk sofort ein als „Sevilla um 1617, als Velázquez noch Lehrling war“. Die Ähnlichkeit mit zwei Versionen von Velázquez' „Inmaculada Concepción“ in der National Gallery in London und in der Fundación Focus-Abengoa in Sevilla schien ihm unverkennbar. Ganz typisch für Velázquez seien die leuchtenden Augen. Das Bild befand sich seit hundert Jahren im Besitz der blaublütigen Familie und ist in sehr gutem Zustand. Ein zweites kleines Porträt eines Mädchens, das Velázquez zugeschrieben wurde, hatte Abalarte für Juni bei 300 000 Euro angekündigt; es wurde vom Einlieferer allerdings vor der Auktion zurückgezogen.

Den zweithöchsten Preis im ersten Halbjahr erzielte ein Paar Ölbilder mit ländlichen Szenen aus dem Jahr 1899 und der „philippinischen Schule“ entstammend. Sie wurden im Juli bei Segre in Madrid zur Überraschung: Obwohl philippinische Sammler seit einigen Jahren Rekordpreise bezahlen, wenn es darum geht, Kunstschätze aus Spanien in ihre Heimat zu holen, waren die Werke völlig unterschätzt. Sie wurden bei 3000



Die beiden Gemälde mit ländlichen Szenen in Öl auf Leinwand, je 139 mal 74 Zentimeter groß, entstanden auf den Philippinen im Jahr 1899. Unter dem Titel „Campesinos de Filipinas“ waren sie zusammen auf grade mal 3000 Euro geschätzt. Der Zuschlag erging dann erst bei 220 000 Euro – ob an einen asiatischen Bieter, ist unbekannt.

Euro aufgerufen – der Hammer fiel bei 220 000 Euro. Das Haus betreibt die Politik absoluter Anonymität von Einlieferer wie Bieter, weshalb auch nicht zu erfahren war, ob der Käufer aus dem asiatischen Raum kommt.

Alonso Cano, ein Maler des 17. Jahrhunderts aus Granada, belegt mit dem stattlichen Ölbild „Tobias und der Engel“ den dritten Platz. Wieder bei Abalarte im April kletterte das religiöse Motiv auf 150 000 Euro (Taxe 35 000). Und Abalarte war ein weiteres Mal erfolgreich bei den Spitzenzuschlägen, nämlich mit dem philippinischen Maler Fernando Amorsolo: Sein Porträt eines Schriftstellers in nachdenklicher Pose, 1919 in Madrid entstanden, kam im Juni auf stolze 110 000 Euro (15 000).

Eine Gruppe von vier mittelformatigen Stillleben des Barockmalers Mateo Cerezo mit Früchten, Gemüse, Geflügel und Fisch ging im Mai bei Segre für



Mit acht Millionen Euro der höchste Zuschlag des ersten Halbjahrs in Spanien: vermutlich Diego Velázquez, „Porträt eines jungen Mädchens“, Öl auf Leinwand, 57 mal 44 Zentimeter groß. Das Bild steht unter Exportverbot. Fotos Auktionshäuser

220 000 Euro (50 000) übers Pult. Ein büßender heiliger Hieronymus vom Renaissance-maler Luis de Morales machte ebenfalls Karriere: Die 71 mal 50 Zentimeter große Tafel aus Kastanienholz stieß, bei Segre in Madrid im März, auf reges Interesse und wurde von 25 000 auf 110 000 Euro angehoben. Ein bläulicher „Olivenhain auf Mallorca“ von Joaquim Mir aus dem Jahr 1901 schaffte, bei Balclis in Barcelona im Mai, seine Taxe von 125 000 Euro.

Modernere Werke hielten sich deutlich in ihren Grenzen. Victor Vasarely 120 mal 120 Zentimeter großes Ölbild von 1973 mit dem Titel „Multichery“ gehört in die „Vega“-Serie und war 1975 in der legendären Madrider Galerie Theo an den jetzigen Einlieferer verkauft worden: Bei Alcalá in Madrid fiel der Hammer dafür im Juni bei 95 000 Euro (90 000). Der Amerikaner Keith Haring hatte bei Balclis in Barcelona im März

Erfolg. Eine Tuschezeichnung von ihm ohne Titel, aber offen für Interpretationen, spielte ihre Schätzung von 90 000 Euro ein. Das Ölbild „Personajes“ vom auf Teneriffa geborenen Surrealisten Óscar Domínguez aus dem Jahr 1947 fand bei Ansorena in Madrid Ende Januar für 90 000 Euro (80 000) einen Liebhaber.

Einen diplomatischen Zwist zwischen Spanien und Peru löste die Versteigerung von 136 Aquarellen des „Codex Trujillo del Peru“ aus dem 18. Jahrhundert bei Alcalá aus. In diesem Fall machte der spanische Staat im Juni von seinem Vorkaufrecht Gebrauch, nachdem er die Arbeiten mit einem Exportverbot belegt hatte. Das bedeutet, dass das Kunstmuseum von Lima, das eigentlich 45 000 Euro dafür bewilligt hatte, leer ausging. Denn der spanische Staat übernahm das Los zu diesem Preis und wollte die Blätter an das Madrider Amerikamuseum geben. Tatsächlich besitzt die

Bibliothek im Königspalast in Madrid eine fast vollständige Ausgabe der neun Bände des „Codex Trujillo“, mit 1411 Blättern und zwanzig Partituren.

Für Peru ist das Kompendium, das der Bischof von Trujillo, Baltasar Jaime Martínez Compañón, 1782 bis 1785 von der Fauna, Flora und Kultur Perus anlegen ließ, ein Zeichen nationaler Identität; im Land sind aber nur wenige der Aquarelle aufbewahrt. Da kurz nach der Versteigerung der peruanische Präsident Pedro Pablo Kuczynski zum Staatsbesuch in Madrid war, gab es ein brisantes Thema. Zahlreiche Intellektuelle, darunter der spanisch-peruanische Literaturnobelpreisträger Mario Vargas Llosa, hatten Spanien gebeten, die Blätter Lima zu überlassen. Regierungschef Mariano Rajoy fand eine salomonische Lösung: die Aquarelle bleiben in spanischem Besitz und gehen als Dauerleihgabe nach Peru. CLEMENTINE KÜGLER

Was heute gut aussieht, sieht morgen vielleicht nicht mehr gut aus

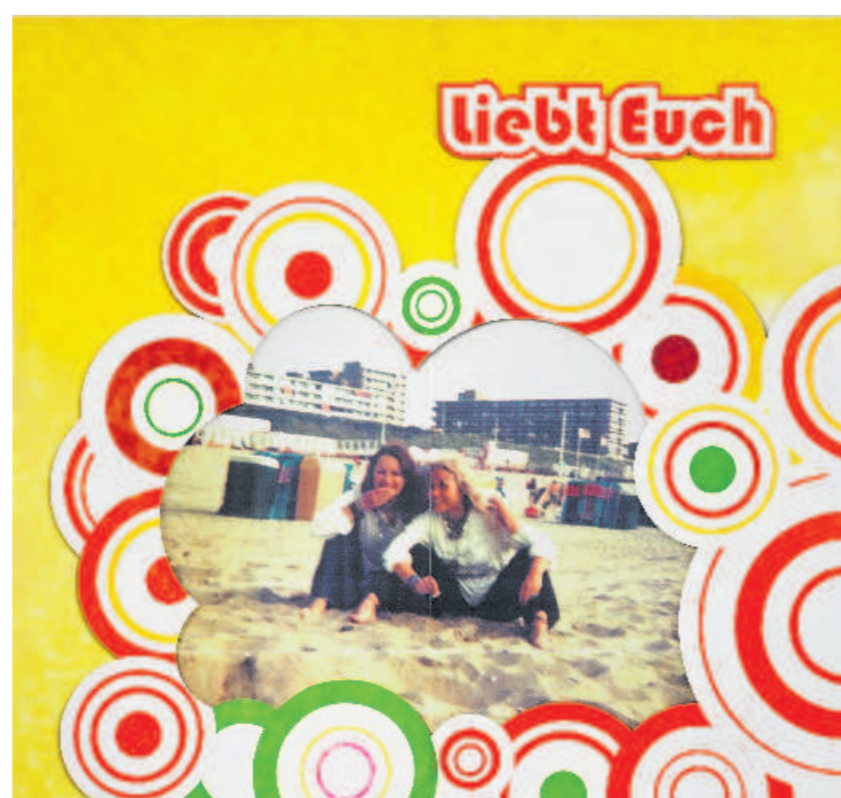
Maximale Raumausnutzung: Aluminium-Bilder von Michel Majerus bei Neugerriemschneider in Berlin

Michel Majerus war ein Draufgänger. Ein Köhner, der leichthändig mit der eigenen Virtuosität spielte, ohne dass diese ihm im Weg gestanden hätte. Er favorisierte ein Prinzip der „maximalen Raumausnutzung“ in einer Wandmalerei, die bloß monumental zu nennen verharmlosend wäre. In Erinnerung bleibt sein Auftritt bei der Ausstellung „German Open“ im Jahr 1999: Die buntfröhliche Schau wurde damals als deutsche Antwort auf die britische Schockausstellung „Sensation“ im Hamburger Bahnhof in Berlin aufgenommen. Was bei den Londonern rebellisch und krass aufgemacht war, kam auf deutscher Seite wie ein Kindergeburtstag rüber. Der Luxemburger Michel Majerus (1967 bis 2002) setzte der Schau die Krone auf, indem er auf der riesigen Stirnwand des Kunstmuseums Wolfsburg in dicken Lettern sein Motto prangen ließ: „What looks good today, may not look good tomorrow. Now's the time“. Also – wann, wenn nicht jetzt?

Die Entleerung von Sinn war immer gewollt. Sie zielte auf die Überfrachtung mit Interpretation und Bedeutungshuberei – wie in einem Riesenbild aus dem Jahr 1997: „dieser einzelfall an konstruktion ist insofern ein schlüsselbild, als er das irrationale, nämlich der gewohnten

räumlichen rationalität widersprechen- de raumgefüge der nachfolgenden abstrakten bilder fast didaktisch ankündigt.“ Es macht sich noch immer gut, was die Berliner Galerie Neugerriemschneider aus den Jahren 1997 bis 2002 da zusammenführt. Eine Besucherin bezeichnet es flapsig als „Jungenskunst“; an der Bemerkung ist etwas dran. Die acht Großformate sind prahlrisch, lautsprecherisch und verschwenderisch. Als Majerus auftrumpfte und die Trivialkultur der Gegenwart feierte – mit Tron, den Space Invaders und den Simpsons, mit Pathfinder, Super Mario und Zitäten des Musikers Viva –, da schien es all die Krisen heutiger Tage noch nicht zu geben: Bankenkrise, Flüchtlingskrise, Populismus, Demokratieverlust. Dreister Optimismus lärmt in einem gigantischen Turnschuh, der dem Betrachter die Sohle zeigt. Wie Spielgeld setzte Majerus die Insignien von Konsum und Kapitalismus in seinen Aluminium-Bildern ein, auf die sich die Auswahl in der Galerie beschränkt. Sie sind digital gedruckt, lackiert, über Eck und auf dem Fußboden ausgebreitet.

Nun sind Sportschuhe fraglos noch immer eine enorm wichtige Angelegenheit im Look des globalen Alltags, aus heutiger Sicht aber wirken die Werke schon



Ein bisschen wie Jungenskunst: Michel Majerus, „Liebt Euch 2“, 1999, Mischtechnik auf Aluminium, 280 mal 300 Zentimeter groß. Foto Galerie

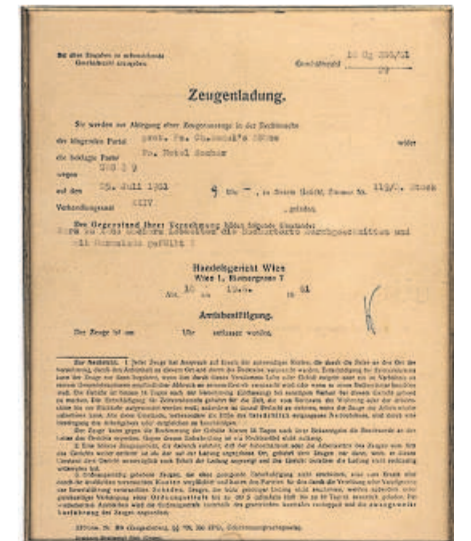
ein bisschen nostalgisch. Majerus hatte die Appropriation Art der achtziger Jahre noch einmal konsequent für seine eigenen Bildwelten ausgeschöpft und damit den Diskurs der Malerei – vor allem der deutschen – im jungen Millennium als Schlüsselfigur geprägt. Wie kein anderer seiner Generation verband er in seinem Medium eine leidenschaftliche Aneignung moderner Malerei mit gezielter Banalität des Sujets.

In den Arbeiten bei Neugerriemschneider mixt Majerus zwei Avantgarden der sechziger Jahre, die sich eigentlich wenig zu sagen hatten: Pop und Minimal. In seinem eigenen Sprachgebrauch hatte Majerus gern auch mal auf der Leinwand „gerichtet“, zog Farbspuren also wie Gerhard Richter mit dem Rakel, oder er pflegte die „Ab-Ex“-Geste des Abstrakten Expressionismus New Yorker Prägung. Bei seinen jetzt versammelten Werken hingegen bleiben die Oberflächen glatt und anonym – eben cool. (Preise bis zu 500 000 Euro. Bis zum 27. August. Zur Ausstellung erscheint im Distanz Verlag der Katalog „Michel Majerus, On Aluminium“ mit Beiträgen von Jan Tumlir, Thomas Demand, Laura Owens, Jorge Pardo, Jordan Wolfson und Christopher Wool. Er kostet 39,90 Euro.) GEORG IMDAHL

Zweifach aprikotiert?

Sacher und Widersacher

Manchmal enthüllen sich die großen Fragen der Zeit- und Kulturgeschichte in ihren ganz kleinen Relikten. Eines davon hat gerade das Wiener Antiquariat Fritsch angeboten: ein vergilbtes Formular mit der zentralen Frage, wie viel Marmelade in eine Sachtorte gehört. Mit der amtlichen Vorladung wurde 1961 der Schriftsteller und Publizist Friedrich Torberg vom Wiener Handelsgericht zur „Ablegung einer Zeugnisaussage in der Rechtsache der klagenden Partei prot. Fa. Ch. Demel's Söhne wider die beklagte Partei Fa. Hotel Sacher“ aufgefördert. Zu klären war da nichts Geringeres als die akkurat ins Formular getippte Frage: „War zu Anna Sachers Lebzeiten die Sachtorte durchgeschnitten und mit Marmelade gefüllt?“ Nun kann die Tragweite dieses nur scheinbar lächerlich banalen Problems eigentlich nur ermessen, wer in Wien geboren wurde und wer den dort jahrzehntelang tobenden Tortenkrieg kennt: Denn die Frage, in welcher Konditorei man seine Torte aß – und welche Torte –, erschütterte lange und nachhaltig die österreichische Republik. Bis heute gilt vielen „der Demel“, 1786 als „k.u.k. Hofzuckerbäcker“ gegründet, als vornehm und dem Hofe nah. Es gebe echte und falsche Demelianer, schrieb Torberg selbst einmal; die echten seien schon als Kind von ihren Großeltern ebendort eingeführt worden. Sacher hingegen galt manch einem als eher neureich. Außerdem hatte Eduard Sacher, der Sohn des Firmengründers, die schokoladenüberzogene Torte mit Marillenmarmelade während seiner Lehre bei Demel vollendet. Dort wurde sie auch zuerst angeboten – und erst danach auch im 1876 eröffneten Hotel Sacher, das bis 1929 Eduards Witwe Anna leitete. Ihr Sohn wechselte dann wieder zu Demel – und verkaufte dorthin die Rechte an der „Eduard Sacher-Torte“ seines Vaters. Und irgendwann, als das Hotel Sacher neue Eigentümer hatte und sich die Marke „Original Sacher-Torte“ schützen ließ, stritt man vor Gericht darum – und um die Frage, ob das Original unter der Schokoladenhülle nur eine Marmeladenschicht (Demel) oder noch eine zweite (Sacher) in der Teigmitte hatte. Der Antiquar Georg Fritsch in Wien, der den Dichter selbst gut kannte, weiß, dass Friedrich Torberg zeit seines Lebens überzeugter Demelianer war, trotzdem aber Stammgast in beiden Häusern – und somit zum Zeugen prädestiniert. Schon in den fünfziger Jahren hatte er ein Feuilleton über „Sacher und Widersacher“ geschrieben, das 1975 auch Eingang in seine berühmte Anekdotensammlung „Die Tante Jolesch“ fand. Im Jahr 1961 folgte Torberg brav der amtlichen Vorladung und gab zu Protokoll, seiner Meinung nach habe die Sachtorte zu Anna Sachers Lebzeiten nur eine Marmeladenschicht gehabt. Sie sei niemals in der Mitte aufgeschnitten und dort zusätzlich „aprikotiert“ worden. Der Prozess zog sich trotz Torbergs unbestrittener Expertise noch hin: Erst 1963 einigten sich die konkurrierenden Anbieter außergerichtlich darauf, die Bezeichnung „Original Sacher-Torte“ dem gleichnamigen Hotel vorzubehalten, während der Demel seine Torte mit der Aufschrift „Eduard Sacher-Torte“ anbieten durfte. Seine Vorladung, dieses bedeutende Stück Wiener Kulturgeschichte, ließ Friedrich Torberg rahmen, um sie in seinem Arbeitszimmer in Breitenfurt an die Wand zu hängen. Ein Privatsammler erkannte nun, als das Formular bei Fritsch aus dem Nachlass angeboten wurde, den immateriellen Wert des Dokuments und bezahlte die dafür geforderten 180 Euro. Eigentlich hätte es doch ins Hotel Sacher an der Philharmonikerstraße oder in den Demel am Kohlmarkt gehört. sko.



Zeugenaussage für Friedrich Torberg in Sachen Sachtorte. Foto Antiquariat Fritsch

Warhol im Schrank

Der Rocker und sein Siebdruck

Der Schock-Altrocker Alice Cooper hat einen niedlichen Siebdruck von Andy Warhol in seinem Lager wiedergefunden, eingerollt, in einem Schrank. Genau genommen, hat in den Siebziger Jahren Coopers damalige Freundin den „Little Electric Chair“ auf knallrotem Grund Warhol direkt abgekauft, für 2500 Dollar, heißt es. Was ja damals nicht so wenig war, aber rührend gegenüber den paar Millionen Dollar, die so ein Blättchen heute bringen kann. Wenn es echt ist. Von Verkaufsabsichten Coopers ist (noch) nichts bekannt. rmg